



Durs
Grünbein
Der Komet

Suhrkamp

SV

Durs Grünbein
Der Komet

Suhrkamp



4. Auflage 2024

Erste Auflage 2023

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2023

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Hermann Michels und Regina Göllner

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43020-0

www.suhrkamp.de

Die Geschichte der Dora W.

»... und mich sollte nicht jammern Ninive,
eine so große Stadt, in der mehr als hundertundzwanzigtausend Menschen sind, die nicht wissen, was rechts oder links ist, dazu auch viele Tiere.«

Jona 4,10



I

In der Nacht, als Dresden zugrunde ging, war die Familie in alle Winde zerstreut. Deutschland in den Grenzen des Dritten Reiches, mit jeder Annexion erweitert, jedem *Anschluß*, und von Westfront zu Ostfront, von Eroberung zu Eroberung blitzschnell angeschwollen wie eine Blase, erst in den letzten Kriegsmontaten unaufhaltsam geschrumpft, Großdeutschland – die Sortiermaschine mit den stählernen Greifarmen – hatte sie alle auseinandergetrieben. Sie hatte dem politischen Gegner den Garaus gemacht, Sozialdemokraten und Kommunisten, die Arbeiterschaft auf Linie gebracht, bürgerliche und kleinbürgerliche Milieus durcheinandergewirbelt. Sie hatte die jüdischen Familien zerrissen, deutsche Juden in alle Weltteile vertrieben, Millionen Juden in den Osten deportiert, wo sie mit Mann und Frau und Kind vernichtet wurden. Hatte Zwangsarbeiter aus allen Teilen Europas ins Reich verfrachtet: in die Rüstungs-

fabriken, in deutsche Unternehmen, kleine und große Firmen, und bis auf die letzten Landgüter und Bauernhöfe. Hatte die wehrfähigen Männer von den Frauen getrennt, die Kinder von den Eltern, Nachbarn einander entfremdet, die Soldaten von den Zivilisten daheim und die Parteimitglieder und die Bonzen von der Masse der *Völksgenossen*. So wie sie binnen weniger Jahre die Gesellschaft in eine Kriegsmaschine umgebaut, jeden Bürger erkennungsdienstlich erfaßt und an seinen Platz gestellt hatte. Die Bevölkerung nach *Rassen* sortiert, die Gesellschaft nach *Ständen* – Nährstand, Wehrstand, Lehrstand – und die verschiedenen Regionen in lauter *Gaue*. Gerade so, als hätte man ein modernes Industrieland mit seinen Autobahnen und Stahlwerken, seinen Schiffswerften und Forstgebieten, Einwohnermeldeämtern und dem diversen Volk in den Mietshäusern und Villen in das alte Germanien zurückverwandeln können, wo auf Thingstätten in freier Natur der Stammesgeist beschworen und in den Eichenhainen der Kriegsgott angebetet wurde.

Die Menschen verwalten, das konnte er, der neue Staat, den Mangel amtlich betreuen. Bezugsscheine, Lebensmittelmarken, Kleiderkarten, ein einziges papierenes Elend, Formulare über Formulare auf allen Ämtern. Nie zuvor hatte sich eine Bevölkerung in so kurzer Zeit derart gründlich aufmischen, staatlich organisieren lassen, bis jeder Einzelne abgebracht war von seinem Lebensweg, verwaltet, organisiert, formiert in Kasernen und Sportarenen, bei Massenaufmärschen rekrutiert im Namen der Nation. Nie zuvor waren so viele Bürger eines modernen Gemeinwesens in so kurzer Zeit in Akten verwandelt worden, Kennkarten, Personalbögen, entwurzelt, umgesiedelt, vertrieben, interniert und schließlich millionenfach vernichtet und verwertet. Zuletzt waren sie alle nur noch Spielzeug für

die Tentakel einer Ordnung, die in jedes Heim eindrang, einem Kraken mit immer neu nachwachsenden Saugnäpfen, wie es so noch keine gegeben hatte. Einer Ordnung wie für die Ewigkeit geschaffen (mindestens tausend Jahre), die so mächtig, wie sie organisiert war, nur noch von außen, vom Himmel her, mit Flächenbombardements der kriegswichtigsten und zum Teil auch der schönsten Städte, mit Blitz und Donner, also mit beinahe übernatürlichen Kräften, am besten mit einer Atombombe (die dann zu spät kam), auf den Boden der Tatsachen zurückzubringen war.

Die Mutter lag mit Scharlach in einem Krankenhaus links der Elbe, die Töchter, sieben und vier Jahre alt, waren bei einer Freundin im Haus untergekommen, der Familienvater war in Rußland verschollen. Seit über einem Jahr gab es von ihm kein Lebenszeichen mehr. Zum letzten Mal war er zum Weihnachtsfest 1943 auf Urlaub dagewesen. Im Glas des Buffetschranks im Wohnzimmer steckte noch immer die Karte mit dem Feldpoststempel und den knappen Zeilen: »Bin auf dem Wege nach dem Osten.« Knapp und sachlich, wie es seine Art war. Oskar war nie ein Mann großer Worte gewesen. Die Postkarte war in einer Garnison bei Gera abgestempelt, Feldpost Oktober 1941, sie zeigte einen neuen Bauabschnitt der Reichsautobahn. Der Feldzug nach Polen war ihm erspart geblieben, aber er war in Belgien im Einsatz gewesen, hatte den Einmarsch in Paris miterlebt als Koch und Gulaschkanonenchef einer Kavallerietruppe. Er hatte die Avenue des Champs-Élysées vom Pferderücken aus gesehen. Von den Flüchtlingstrecks unterwegs war nie die Rede gewesen, keine Einzelheiten vom Leid der Zivilbevölkerung, aber eines Tages kamen ein Brief aus dem Soldatenheim der Wehrmacht an der Place de

Clichy und immerhin ein dickes Paket, von dessen Inhalt man sich noch lange erzählte. Damals hatte sie gedacht: Schau an, so einfach kann ein Krieg also gewonnen werden. Ein Durchmarsch auf allen Linien war das gewesen, und gut, auf deutscher Seite waren die Verluste überschaubar geblieben. Die Passanten auf der Ansichtskarte rund um den Kiosk, diese Einheimischen in ihren modischen Kleidern und Anzügen, taten ihr leid. Man sprach ja doch kein Französisch. Wie Oskar sich dort wohl verständigt hatte? Aber es war wohl nur gerecht, sie würden merken, daß man nur eine alte Niederlage korrigieren wollte. Die Männer in der Wehrmachtsuniform würden ihnen auf ihre preußisch disziplinierte Art schon vermitteln, daß man nicht als Feind gekommen war. Die wenigen Zeilen aus Paris hatten ihr signalisiert, daß es Oskar gutging dort im Süden. Von ein paar neuen Kochrezepten schrieb er, die er gelernt habe, und von den raffinierten Zutaten der Franzosen und daß er sie demnächst ausprobieren würde, wenn man wieder beisammensäße am Wohnzimmertisch in der Liliengasse. Damals, beim ersten Heimaturlaub, hatte sie an ihm einen neuen, schwärmerischen Zug bemerkt. Da war es gut gewesen, daß sie ihm mit dem Kinderwagen entgegengekommen war und ihm die Jüngstgeborene hatte präsentieren können: Elfriede Rosi, das zarte Kind. Und er hatte sie wie einen Pokal in die Arme genommen, ein Geschenk des Himmels in dieser schwierigen Zeit. Das Püppchen mit den schwarzen Knopfaugen, das ihn anlächelte und von da an nicht mehr aufhören würde zu lachen, sobald man sie in die Luft hob und unter den Armen kitzelte. Aber der Sieg über Frankreich währte nicht lange. Eine letzte Frühlingspause noch, ein Aufatmen, als alle Heimkehrer sich mit ihren Liebsten an den heimischen Seen vom Weltkrieg erholten, ein paar weinselige Stunden in Loka-

len mit Spaziergängen im Stadtpark, Verwandtenbesuchen, tiefen Blicken in die Kinderwagen, dann wendete sich das Kriegsglück, und es kam die Einberufung nach Rußland. Mit einem Schlag war die erhebende Zeit vorbei. Ein Jahr verging, die schlechten Nachrichten im Bekanntenkreis mehrten sich, immer öfter hieß es jetzt, der Onkel, der Neffe, der einzige Sohn sei an der Ostfront schwer verwundet worden. Und dann sah man sie überall, die schwarz umrandeten Annoncen in der Zeitung und in den Schaukästen der Parteistellen, viele mit einem Hakenkreuz verziert und mit der Formel versehen »Für Führer und Vaterland«, und man bekam weiche Knie bei dem verstörenden Wort *gefallen*, das so sanft klang und bei dem sie instinktiv immer die Augen schloß. Wie leicht sich das anhörte: Da fiel einer irgendwo in den Schnee oder rollte von einem Erdhügel herab wie der Apfel, der vom Stamm fällt. Er fällt nicht weit, sagte das Sprichwort, aber dann war es doch sehr, sehr weit weg gewesen.

Mit einer Nachbarin aus dem Haus in der Liliengasse – Tante Trude, wie die Kinder sie nannten, ihrer einzigen Vertrauten, mit der sie einen Pakt geschlossen hatte für den Ernstfall – ging sie oft ins Kino, um sich abzulenken. Und um die *Wochenschau* mit den Berichten von der Ostfront zu sehen, bei der sie im Dunkel des Vorführsaals tapfer die Augen aufhielt. Da war aber nichts, was ihr im Donnern der Artillerie, im Raseln der Panzerketten hätte Halt geben können. Die Bilder von den deutschen Divisionen, die immerfort siegten und dann doch zurückweichen mußten, huschten so schnell vorüber, daß sie vergaß, unter den grauen Stahlhelmgestalten den einzigen Uniformierten herauszufinden, den sie vermißte. Schließlich gab sie es auf, lehnte sich zurück in die Polster und genoß

das anschließende Spektakel der Sehnsucht, irgendeine Liebeschmonzette mit Marika Röck oder Ferdinand Marian. Im Kino hatte sie immer abschalten können, war entrückt in selige Gefilde. Einmal, das war noch zu Friedenszeiten im Oktober 1938, sah sie *Die vier Gesellen*, und das war ein Ding. Anders als die ewigen Lustspielfilme, da ging es um etwas, das konnte sie nie mehr vergessen. Vier junge Frauen suchten ihr Glück im Beruf, als Selbständige in der Werbebranche, wollten hoch hinaus und machten es den Männern schwer, weil jede ihren eigenen Kopf hatte und etwas konnte. Daß Hans Söhnker, der Charmeur, zuletzt die schöne Schwedin besiegte und die anderen nach und nach umfielen, in den Hafen der Zweisamkeit und der Ehe einliefen bis auf eine, die Mälerin – geschenkt. Den Versuch war es doch wert gewesen. Trude war ganz ihrer Meinung, gleich dreimal sind sie in diesen Film ausgeschwärmt, und ihre Männer hatten nicht die leiseste Ahnung, was sie beide dort vor der Leinwand erlebten.

In der ersten Kriegsphase, als es gegen England ging, war immer die Rede von der Luftüberlegenheit gewesen, täglich Angriffe auf London, nun aber gab es auch in Dresden den ersten Fliegeralarm. Immer tiefer drangen die Bomber auf deutsches Gebiet vor. Offenbar hatte die Führung sich verrechnet, wie in so vielem. So glimpflich die Angriffe für sie, weit im Südosten des Reichs, auch abliefen, man bekam doch eine Vorstellung von den Illusionen, auf denen die Wehrmachtsberichte beruhten. Im dritten Kriegsjahr mußten sie manchmal mitten in der Filmvorführung, sobald der Voralarm ertönte, in den Luftschutzraum hinabsteigen. Die Zeichen an den Hauswänden sah sie dann überall: *LSR*, dazu der Pfeil, der nach unten

zeigte. Es ging immer nur abwärts. Das Leben spielte sich zunehmend in der Verdunkelung, im Untergrund ab.

Einmal, wieder kurz vor dem Weihnachtsfest, stand da ein Fremder in Feldgrau vor ihrer Tür, den sie erst auf den zweiten Blick als den Vater ihrer Kinder wiedererkannte, den Mann, für den sie als Fünfzehnjährige geschwärmt hatte. Und zögernd schloß sie ihn in die Arme. Das Bild, wie der stämmige kleine Landser seine beiden Töchter, eine links, eine rechts, auf den Knien wiegte, hatte sich ihr eingepägt. Was der Frontsoldat zu berichten wußte, verschweigt die Aufnahme. Man habe dort drüben viel Vieh requiriert und alles geschlachtet, was man nur in die Finger kriegen konnte. Von den Schwierigkeiten des Vormarsches hatte er ihr berichtet, davon, wie er unter widrigsten Umständen als Kompaniekoch die Kameraden mit warmen Mahlzeiten versorgte, von den Kampfhandlungen war nie die Rede gewesen. Feindberührung war die Sache der anderen, Oskar hielt sich zum Glück in den rückwärtigen Räumen auf, da, wo der Geschützdonner nur als ferne Brandung hörbar war. Die einzige Waffe, die er bei sich trug, war ein Karabinergewehr, zur Selbstverteidigung für den Fall, daß der Russe plötzlich doch in der Tür stand, um ihnen in die Töpfe zu lügen. Die hungern da drüben, fressen Kraut und Rüben, das erzählte er gern. Er hatte die Gefangenen gesehen, ganze Kompanien hatte man gefangengenommen, es war alles so schnell gegangen, und anfangs waren sie noch einigermaßen gesund, wohlgenährt gewesen, aber je tiefer man in das riesige Land eindrang, um so erbärmlicher sahen die Gestalten aus, die man dort überrollte und wie die Hasen zur Strecke brachte. Wie die Hasen? Hatte man sie denn erlegt? Von den Toten am Wegrand, den verkohlten Leichen neben den zer-

schossenen Panzern kein Wort. Auf einem Feld hinter Lemberg war gleich zu Beginn des Rußlandfeldzuges sein bester Kamerad gefallen, und das hatte er nie verwunden. Von da an wuchs ihm eine dicke Haut, und er ging durch den Krieg, wie er tagaus, tagein über das Gelände des Schlachthofs gegangen war. Erwähnt wurden dann nur noch die Massen an Technikschratt und daß man beim Vormarsch überall zerstörtes Kriegsgerät vorfand, zerfetzte Haubitzen, Flugzeugwracks. Der Russe zieht sich zurück, hieß es, und bald sind wir in Moskau. Drastische Schilderungen von der Läuseplage in den Stellungen, vom Sauwetter in den Wald- und Sumpfgebieten, vom schweren Vorankommen im Schlamm, in dem die Pferde des Versorgungstrupps steckenblieben, ersetzten das Schreckliche, das man den Zivilisten (und zu denen gehörte sie jetzt) niemals erklären könne. Wovon er schwieg, das begriff sie, mußte so blutig gewesen sein, daß es nicht mehr ins Damenprogramm paßte.

Ein Foto vom Truppenübungsplatz Dresden-Neustadt zeigt ihn hoch zu Roß. Ganz altmodisch war er, als Kavallerist, in den Krieg gezogen. Beim Betrachten des Bildes fallen einem die polnischen Ulanenregimenter ein, die im September 1939 deutschen Panzern vergeblich entgegenstürmten wie die Ritter im Mittelalter. Heeresgruppe Mitte geisterte von nun an oft durch die Rundfunkmeldungen, der Militärjargon griff auf den Alltag über. Heeresgruppe Mitte vorgestoßen, Heeresgruppe Mitte im Durchbruch, Heeresgruppe Mitte vor Moskau aufgehalten. Aber Moskau war nichts als ein Name für die orientalische Burg, den Kreml, in der Stalin, eben noch ein Verbündeter Deutschlands, sich verschanzte. Das Wunder, daß man nun an der Seite Rußlands stand, den Pakt mit den Bol-

schewisten, die doch der Erzfeind waren, der Teufel in Gestalt des Kommunismus, hatte sie nie vergessen, weil er ihr so widersinnig erschien und alles lächerlich machte, was bis dahin als hoch und heilig galt. Nun aber ging es um die Eroberung des Ostens, Barbarossa war das barbarische Codewort, im Radio von Wagner-Musik untermalt. Die Zitadellen des Bolschewismus hießen jetzt Leningrad, später Stalingrad. Sicher, das waren die Führer, die so viel Unheil gebracht hatten über die Welt, die man bekämpfen mußte, wenn auch der eine längst tot war und der andere längst verstummt. Aber plötzlich war vom Kälteeinbruch die Rede, von Temperaturen um die zwanzig Grad minus. Heimlich ging das, und heimlich lief das Geflüster um über die Winterausstattung der Wehrmacht – kein Problem, wie der Führer persönlich versicherte. Aber schon waren auch die Pessimisten zur Stelle, die wußten es besser. Sie sah Oskar noch vor sich, in seiner Uniform, die sie selbst gewaschen hatte, konzentriert, als es wieder losging, während irgendwelche Vorgesetzten auf einem Nebengleis Kommandos brüllten, aber er war jetzt ein erfahrener Soldat, das ging ihn alles nichts an. Standhaft hatten sie diese Abschiedsszene gemeistert, und sie war für einen Moment beruhigt im Gedanken daran, wie lässig er seinerzeit aus Frankreich heimgekehrt war, ohne einen Kratzer. Filmreif hatte er ihr zugewinkt, stolz auf seine Töchter, die sehr gefaßt waren, Gisela mit den schwarzen Zöpfen, die steifbeinig, scheu wie ein Reh am Bahnsteig stand, und Rosi, die sie ihm zuletzt noch am Zugfenster entgegenhielt. Er hatte ihr aufgetragen, sich gelegentlich im Schlachthof zu zeigen, mit den Kollegen war alles abgesprochen. Seitdem war sie regelmäßig mit dem Kinderwagen zum Werkstor gelaufen und hatte die Fleischrationen entgegengenommen, direkt an der Quelle.

Nun aber machte das Gerücht von den Erfrierungen die Runde, von amputierten Fingern und Zehen, und sie fing an, sich Sorgen zu machen. Einmal war ein Kollege vom Schlachthof gekommen, Fronturlauber, stand vor der Tür und brachte Entwarnung: Oskar gehe es gut, unserem Pfiffikus, der weiß sich zu helfen und ist immer da für die Kameraden aus seiner Truppe. Das kannte sie schon, selbst im Krieg machte er also Überstunden. Dann kam der Frühling und mit ihm wieder ein Hoffnungsschimmer: Er schrieb etwas von Urlaub, Feldpoststempel Charkow, das lag in der Ukraine. Beim letzten Mal hatte er ihr den Atlas aufgeschlagen und die Route der Bewegungen seiner Truppe nachgezeichnet, den Atlas sollte sie stets zu Rate ziehen und mit dem Zeigefinger nachfahren, das würde sie beide verbinden. Doch dann verlor sich die Spur wieder, und sie blieb Monate ohne Nachricht von ihm. Es begann die Zeit, in der sie immer öfter Heiraten annonciert sah, Blitzheiraten junger Frauen mit den Soldaten dort draußen an den Fronten, auch im Bekanntenkreis gab es solche Fälle. »Für die uns anlässlich unserer Vermählung erwiesene Aufmerksamkeit senden wir herzlichen Dank.«

Frauenfreundschaften ergaben sich, aus der Not geboren, Feldpostkarten wurden herungereicht. »Von meiner Ostreise die herzlichsten Grüße! Bin heute in Winniza angekommen, werde morgen den Rest meiner Fahrt machen, dann endlich am Ziel.« Abgeschickt am Bahnhof Schepetowka – wie fremd das klang. Von allen Frontabschnitten trafen Söhne und Väter ein, nur er war lange nicht dabei. »Als Koch«, schrieb er einmal, »das kannst Du Dir vorstellen, bin ich hier unabkömmlich.« Aber dieses *hier*, wo sollte das sein? *Mach Dir keine Sorgen, mir geht es gut*. Es war immer dasselbe, was diese Krieger von der Front

schrieben, immer nur Nichtssagendes, Beruhigendes, als hätte ihnen eine höhere Macht die Hand geführt und die Zeilen diktiert. Als würden sie nun bereits aus einem Jenseits schreiben, das sich keiner daheim vorstellen konnte in seinen blutgetränkten Ausläufern. Sie wußte nur, er war nun dort im Unbestimmten, das der Heeresbericht mit immer neuen Ortsnamen erwähnte, draußen in den unendlichen Weiten Rußlands, die sie allenfalls aus Büchern kannte, aber sicher nicht aus den Romanen Tolstois und Turgenjews.

Damals muß sie verstanden haben, daß sie nun in der Falle saß, Mutter zweier kleiner Kinder, Nichtverdienerin, Soldatenfrau, und wie die großen Epiker es ihren Heldinnen zugestanden, wird sie erschüttert begriffen haben: Das ist also mein Leben. Sie war, bei aller Schlichtheit, ein Mensch, der zu Betrachtungen neigte. Zog gern Bilanz aus dem, was ihr widerfahren war, schrieb auf Zetteln, die sie bald wieder verlor, den täglichen Kleinkram auf. Und schnell hatte sie sich eingerichtet in ihrem Nest in der Liliengasse in Dresden, im Alleinsein mit den Kindern. Und ging sogar wieder aus. Leider waren Tanzveranstaltungen mittlerweile verboten worden. So blieben nur die Cafés, in denen sie auf Frauen traf, die in derselben Lage waren wie sie. Man erkannte sich an der Kleidung, sie hielt immer darauf, sich adrett zu kleiden, niemand sollte mehr das Mädchen vom Lande in ihr sehen. Sie hatte den Sprung aus dem Erdendunkel geschafft, war nun auf sich gestellt in der großen Stadt, wenn sie auch immer noch jeden Groschen umdrehen mußte. Man erkannte sich an gewissen Gesten, an der Art, sich vertraulich über den Tisch zu beugen, an dieser Aura von Einsamkeit, die eine Soldatenfrau umgab. Und prüfte einander: Wer hatte, irgendwo da draußen auf dem

Kriegsschauplatz, den Mann, den Bruder, Onkel oder den Sohn in der Gefahrenzone? Es genügte, wenn eine elegante Dame in einem der Cafés unter den Altmarktarkaden, schick herausgeputzt im leichten Sommerkleid, mit Tirolerhut, am Nachbarisch einen schneidigen Herrn im Waffenrock beim Cognac um Feuer bat, daß sie sich abwenden mußte. Szenen wie diese gaben ihr einen Stich ins Herz.

Vom Tod Kaiser Wilhelms in seinem kleinen Schloß im holländischen Exil erfuhr sie in einer Nebenmeldung. Es gab nun nichts mehr, woran man sich halten konnte. Die Zeit war aus den Fugen, Deutschland an so vielen Fronten gebunden, alle hatten den Überblick verloren. In ihrer kleinen Welt, mühsam geordnet, begann mit dem Chaos da draußen eine seltsame Gleichgültigkeit um sich zu greifen. Gerüchte schwirrten umher, die auch der Volksempfänger, das in alle Hinterhöfe plärrende Radiogerät, nicht einholen konnte. Einmal, als sie von der *Fischhalle* in der Webergasse kam und den Ring entlangging, sah sie viel Volk um eine Säule an der Ecke zur Prager Straße versammelt und hörte Fetzen der Goebbels-Rede, in der die Rußlandoffensive verkündet wurde. Sie erinnerte sich an den pastoralen Ton, der abgehackt auf die Menge herunterprasselte. »In diesem Augenblick vollzieht sich ein Aufmarsch, der in Ausdehnung und Umfang der größte ist, den die Welt bisher gesehen hat.«

In Dresden war von dem welthistorischen Schritt kaum etwas zu spüren. In der Kunststadt ging das Leben seinen gewohnten heiteren Gang, die Stimmung allgemein: siegeszuversichtlich. Dabei ahnte sie, daß sich da etwas zusammenbraute, etwas Fürchterliches auf sie alle zukommen würde. Lebendig

war sie wie wenige in ihrer Umgebung, impulsiv, oft grundlos fröhlich und dann wieder zu Tränen gerührt, Pionierin des Augenblicks. Worum ging es denn? Darum, die täglichen Aufgaben zu meistern, dafür gab es Routinen: die Wäsche bügeln, Eintopf kochen, den Haushalt ordnen, eine gute Mutter sein, jemand, dem keiner zu nahe trat, weil er seinen Alltag unauffällig bewältigte. Es war das einzige Feld, auf dem sie sich wirklich behaupten konnte in ihrer immer neugierigen, jeder Situation gewachsenen, perfekten Fassung. Was für ein Wort, aber es traf ihre Lebensart. Denn auf die Form – Kleidung, Frisur, Haltung, im ganzen die Selbstbeherrschung – war sie immer bedacht. Schönheitspflege mit Puder und Hautcreme (Khasana), sich schön machen ohne Extravaganz, zu jeder Jahreszeit das Passende tragen, auch wenn sie nur auf den Markt ging und keinem Mann mehr gefallen mußte, begriff sie als Pflicht. Sie orientierte sich an der Mode der Zeit, ließ sich von Zeitschriften wie *Die Dame* oder *die neue Linie* anregen und kaufte von ihren Ersparnissen Unterwäsche, in der sie sich weiblich fühlte (die der Venus-Werke in Chemnitz). Es war nicht einfach, mit den feinen Damen Schritt zu halten, unternimmt wie sie war mit ihren kräftigen Hüften. Das meiste zauberte sie selbst an der Nähmaschine, da war sie Virtuosin wie andere am Klavier. Kleider mußten knapp die Knie bedecken, an den Blusen war ein Spitzenkragen angebracht oder die Schleife, ohne Hut und Handtasche ging sie nicht auf die Straße. Die Frage des Lippenstifts – meistens kam sie ohne ihn aus, scherte sich aber nicht um Kampagnen, wie die deutsche Frau auszusehen habe, natürlich und ungeschminkt. Gelegentlich trug sie Handschuhe, nur für echten Schmuck fehlte das Geld.